



1925-10-25

Der amerikanische Mann: Ein Brief Dorothys aus Newyork

Ann Tizia Leitich

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19251025&seite=11&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Leitich, Ann Tizia, "Der amerikanische Mann: Ein Brief Dorothys aus Newyork" (1925). *Essays*. 159.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/159

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Der amerikanische Mann.

Ein Brief Dorothys aus Newyork.

Von Ann Tjia Veltich.

Clifford und ich hatten eines Morgens um zehn Uhr während eines Rittes im Central Park beschlossen, einander zu heiraten, um elf Uhr hatten wir uns die Lizenz verschafft, um zwölf Uhr vor dem Standesbeamten uns ewige Treue geschworen, um ein Uhr den lieben Verwandten gedrahtet und um zwei Uhr Newyork mit dem Century Limited-Expresszug verlassen. Seitdem gibt es für mich kaum eine Postbelieferung, die mir nicht ein Kleeblatt mehr oder weniger energisch abgefaßter Brieflein auf den Schreibtisch schüttet, aus denen mir stets dieselbe atemlose Frage entgegen springt:

„Wie ist der amerikanische Mann?“

Und hinter der Neugierde, die sich hemmungslos über die Worte spreitet, kommt es kleiner, verschämt-lauernd oder sehnsüchtig — über die Achsel:

„Wie kann man einen Mann bekommen?“

Meine lieben europäischen Freundinnen — Ihr wißt nun schon, daß ich Euch meine — unmöglich kann ich jeder einzeln antworten, denn schließlich hat eine junge Frau auch andere Pflichten außer denen, die sie ihren Freundinnen schuldet. Andererseits habt Ihr ein Recht auf Antwort. Daher will ich Euch zusammen schreiben. Derart kommen auch jene zu einer Antwort, denen ich sonst keine senden würde. Jene nämlich, die mich eine Renegatin nennen, weil ich im ersten Jahr, das ich nach einer europäischen Erziehung in den United States verbrachte, feierlich erklärt habe, keinen amerikanischen Mann zu heiraten. Gott weiß, was mir damals eingefallen ist.

Der amerikanische Mann ist entzückend und langweilig. Das schließt sich scheinbar aus. Doch Ihr werdet selbst urteilen.

Wenn Ihr drüben über ihn nachdenkt, fangt Ihr bei Pokahontas und Lederstrumpf an und kommt über den großartigen, aber nur zu hölzernen Washington und den allwissenden Franklin und dessen moderne Wiedergeburt Edison zu dem Dollar- und Produktionsmagiker Ford und ein angenehmes Gefühl devoten Erschauerns rieselt Euch den Rücken herab, wenn Ihr von den Königen der großen Trustes oder Wallstreets lest. Aber Ihr schießt fehl! Der amerikanische Mann ist weder der Uebermensch, den Eure Phantasie aus ihm macht, noch ist er, in seiner Seele, der arme Fisch, der hoffnungslose Philister, den Sinclair Lewis in seinem Roman „Babbit“ beschreibt, in dem er den amerikanischen Mann für das nächste Vierteljahrhundert unmöglich gemacht hat. Vielmehr ist er in seinem innersten Innern, dort, wo wir unser wahren Mensch

sind, ein guter Junge und — ein Romantiker. Er möchte gern fliegen, aber er hat das richtige Flugzeug noch nicht gefunden. Er ahnt, daß da irgendwo schöne Straßen sind, jenseits Business, Golf und jener stupenden Kristallisierung moderner Zivilisation, die das amerikanische Hotel darstellt. Doch er tappt im Dunklen. Weil er aber ein ganzer Mann ist — worauf er sich nicht wenig einbildet — so darf er sich das bloße Tappen natürlich nicht eingestehen, denn ein ganzer Mann muß immer alles ganz machen. So kommt es, daß er die lächerlichsten Sachen und die putzigsten Sprünge mit dem Applomb eines Adepten und dem weisen Gesicht eines Parathustra macht.

Im dunkelsten Mittelalter gab es bekanntlich das sogenannte Femgericht, das an geheimen Orten, unter geheimnisvollen Zeichen abgehalten wurde von verumminteten Menschen. Diesen ganzen Hokuspokus führen die Amerikaner — das heißt die Männer, die Frauen haben Geschickeres zu tun — hier unter dem Namen Au Flug Man auf. Ferner gibt es hunderterlei Vereine mit den abenteuerlichsten Namen — Elks, Schreiners, Kiwanis usw. — die sich alle mit den verschönerlichsten Zeremonien inszenieren. Die Mitglieder, ehrbare Bürger mit Automobil, Weib, Kind und Haus (die Reihenfolge ist wichtig), für die ein Schauspieler eine bessere Art Polichinell bedeutet, paradieren jährlich ein paarmal in pomphaften, mehr oder weniger orientalisches angehauchten Kostümen öffentlich durch die Straßen der Stadt. All dies ist außerordentlich würdevoll und wichtig — für den Mann.

Aber schließlich, warum macht er all das? Lediglich in dem rührenden und ziemlich unbefriedigenden Streben, aus seiner eigenen bürgerlichen Haut herauszufahren in irgend etwas Anderes, Glänzenderes, Reicherer, Mächtigeres. Und dieser Wunsch ist Romantik. In allem, was er in dieser Richtung versucht, ist er aber ein Stümper. Die Frau allein bringt Glanz in sein Leben. In der That, was hätte solch ein armer amerikanischer Mann auf Erden ohne die Frau! Was täte er zum Beispiel mit dem vielen Geld, das zu verdienen ihm solche Freude macht, wenn die Frau nicht dafür sorgen würde, daß es ausgegeben wird? Er wüßte ja doch nicht, wie es ausgeben und wofür. Durch ihr bloßes Dasein, durch ihr Lächeln, durch ihr neues Kleid — je neuer, je teurer, desto besser — durch ihre meist geschickt aus der Mittelmäßigkeit herausgearbeitete Schönheit versetzt die Frau ihn in eine andere Welt. Aus ihren Händen scheint ihm das Leben statt bloßem Weizenbrot süßes Manna zu reichen. Das soll nicht heißen, daß sie ein Engel ist, der ihn in elysäische Gefilde führt; dafür hätte der Amerikaner gar kein Verständniß. Für ihn ist im wesentlichen nur das gut, was „American made“ und „Self made“ ist, und dies gilt auch für die elysäischen Gefilde. Er hat die Arroganz der Jugend und der Kraft, die auf ihren eigenen Träumen besteht. Auch ist die Amerikanerin nicht mehr und nicht weniger Engel als die Europäerin. Sie ist nur ein sehr kluges Frauenzimmer. Deswegen wird sie ihm nicht erzählen, wie gut und schön und geschickt sie ist, denn sie weiß: Nichts kann sie so gut und schön und geschickt machen, wie seine eigene hausgebackene Phantasie. Deshalb gibt sie ihm die plätschernde Musik ihres Blapperns und lächelt und schweigt dazu und weiß: das Uebrige besorgt schon er selbst, genau so, wie er es am liebsten hat und wie sie es so vollkommen wie könnte, weil ja doch kein Mensch des anderen Träume bis ins i-Tüpfelchen hinein erraten kann. Und meistens kommt es — tragiischerweise — gerade auf dieses i-Tüpfelchen an. Manchmal schweigt sie natürlich auch nur, weil sie nichts weiß. Wie aber soll er den Unterschied machen? Nun, er merkt ihn eben nicht,

was an der Sache nicht das geringste ändert. Beide sind zufrieden und gefallen einander. Bis auf weiteres natürlich.

Ja, werdet Ihr mir sagen, das ist langweilig; denn gerade die i-Tüpfelchen sind das Interessante. Vielleicht habt Ihr recht. Glaubt nur nicht, daß ich das Verständnis für europäische Kompliziertheit und Differenziertheit verloren habe. Ich tue nur manchmal so. Aber ich glaube, daß ich es ein Jahr werde aushalten können. Es ist doch nicht anständig, sich früher scheiden zu lassen: niemand tut es. Am Anfang ist es ja natürlich spannend, wie ein Abenteuer. Selbstverständlich weiß ich, da ich keine geborne Amerikanerin bin, daß Abenteuer nicht ewig währen. Und Clifford ist such a dear. Das heißt auf deutsch: Ein lieber Kerl.

Schöner Name: Clifford — nicht wahr? Das gibt einem eine Vision von weiter, weißer, freier Meeresküste, spritzender Gischt, blauem Himmel, Rauschen — und man sieht dort und singt in all das hinein, als wäre man ein Teil davon und mit von der Herrlichkeit. Also, genau wie sein Name schaut er auch aus. Clifford ist in einem Satz erklärt: Er tut, was ich will und sieht sehr gut aus. Am besten im Goldrock mit großer Tellerkappe und im Sakko. Full dress und Zylinder steht ihm nicht, obwohl er die Figur dazu hätte. Aber er ist eben ein American, und als solcher sieht er im Frack und Smoking nie angezogen, sondern immer kostümiert aus. Aber schließlich, wer schaut auch schon auf den Mann bei solchen feierlichen Gelegenheiten, nicht wahr? Besonders, wenn ich neben ihm erscheine in den Toiletten, die er mir kauft. Und jetzt bin ich endlich bei dem Punkt, an dem ich dem amerikanischen Mann den Kranz überreiche. Versteht mich recht: ich meine jetzt nicht den Dollar, denn der Europäer kann nichts dafür, daß er ihn nicht hat in diesem bankerotten Jahrzehnt. Ich meine etwa, was er im Herzen hat, nicht in der Rocktasche. Aesthetik der Kleidung ist für den Amerikaner ein Buch mit sieben Siegeln; aber er hat die kostbare Gabe, durch Farbe, Schönheit, Glanz bezaubert werden zu können. Wenn ein europäischer Mann es soweit bringt, sich bezaubern zu lassen, so ist er allerdings dann so famos, so impertinent unwiderstehlich, daß eine Frau, die etwas auf sich hält, sich in ihn nicht verlieben darf. Aber das, Ihr wißt es ja, meine Lieben, kommt leider heutzutage selten vor. Der Amerikaner benimmt sich dabei nicht sehr geschickt, das ist wahr. Die Amerikanerin natürlich ist auf ihn abgestimmt und versteht ihn, aber die

Europäerin muß ihn schon sehr gut begreifen und vor allem ohne Vorurteil begreifen können. Er fühlt sich neben einer hübsch angezogenen Frau wie ein Igel in der Frühlingssonne. Und er ist dankbar. Für einen Amerikaner ist es ein Vergnügen, mit einer schönen Frau in einem schönen Restaurant zu speisen — wobei das Wort „schön“ relativ zu nehmen ist — und er braucht dazu gar nicht in einem gewissen Alter zu stehen; und es beeinträchtigt sein Vergnügen nicht, wenn sie weder geistreich während, noch liebenswürdig nachher ist.

Was aber die Dollars betrifft — es gibt noch Märchen. Neulich hätte ich bald einen jener kleinen erlesenen Kleidershops auf der siebenundfünfzigsten Straße aufgekauft. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, zu kaufen, bis Clifford „halt“ sagt. Aber ich war der Situation nicht gewachsen und gab auf, denn ich sah ein, daß er mich nie gestoppt hätte. Er hat nicht das Herz, mir wegen ein paar tausend Dollar ein Vergnügen zu stören. Ich habe damals, als er mit einem heldenhaften Lächeln inmitten der herumflatternden Verkaufsdamen und der kostspieligen Bereitwilligkeit der Mannequins

stand und mich ein Loch in sein Bankkonto bohren sah, Clifford vergeben, daß er an unserem Verlobungsabend zu mir sagte: „Deine Wange ist wie ein Rosenblatt“.

Die Gedichte hatte ich ihm ja schon lange vorher vorgelesen. Jedesmal nämlich, wenn wir uns vor unserer Verlobung sahen, rezitierte er ein anderes Liebesgedicht. Oder war es immer dasselbe? Damals, an dem schicksalvollen Abend, hatte er ein sehr langes. Es war mir natürlich, wie immer, viel zu langweilig, zuzuhören. Ich sah ihn dabei nur so ein bißchen lieb und ein bißchen verschleiert an und lehnte mich sanft an ihn. Parfümiert war ich auch mit einer köstlichen, ganz neuen Sache aus Paris. Ich hatte schon die Lippen geöffnet und wollte fragen, wer das Gedicht geschrieben und ob er eigentlich glaube, daß Plato die richtigen Gedanken über die Liebe gehabt habe — aber ich schloß sie schnell wieder, denn ich wollte in den Abend keinen Miston bringen und außerdem wollte ich mich für sein Gedichtlernen dankbar erweisen.

Nun, siehst du, da geschah es eben. Da verlobten wir uns. Und ich habe also Clifford, wie man in Amerika sagt, „auf meinen Händen“. Was ich ein ganzes Jahr mit ihm anfangen soll, weiß ich allerdings nicht. Freilich ist er ja den ganzen Tag, das heißt von zehn bis fünf, im Office, denn er ist Advokat in einer großen Korporation. Hier und da werden wir zusammen kleine Reisen machen. Abends geht man doch ins Theater oder irgendwohin tanzen oder beides. So wird es schon gehen. Flirts muß ich mir natürlich auch ein paar anschaffen. Das macht die Sache für ihn ein bißchen pikanter: Wenn er fortwährend fühlen muß, daß die anderen wie die Raubtiere um sein Juwel herumzuschleichen, das er kraft seiner Kraft zu halten vermag, so gibt ihm das ein delizioses Gefühl von Ueberlegenheit: des darf ich ihn doch nicht durch allzu steife Treue berauben. An sich sind diese Flirts für mich ja reizlos, denn da ist nur wieder dieselbe Geschichte . . . die Rosenwangen und die Gedichte und das sanfte Anschmiegen. Aus dem Regen in die Traufe. Wenn ich mir irgendwo, irgendwie einen Künstler als Cicisbeo kapern könnte, der würde doch einen neuen Ton in das alte Lied bringen und man könnte dann wieder interessante Gespräche über himmlische und irdische Liebe führen! Aber die interessanten Künstler haben alle lange Wartelisten, da komme ich ja erst davon, bis mein Jahr vorüber ist. Ich müßte höchstens einen kreieren.

Immerhin seid ihr nun überzeugt davon, daß ich für den Augenblick gut aufgehoben bin. Clifford als American weiß, daß die Frau die Krone der Schöpfung und daß er dazu da ist, um ihr Freude zu machen. Ich meinerseits weiß, daß ich nur zu existieren und mich zu freuen habe. Allerdings — man sollte es nicht glauben, aber es stimmt: Diese Verpflichtung, beständig die Lachende, Strahlende, Schöne zu sein, sich kontinuierlich zu freuen, oft über die insidigsten Dinge, geht mir als Europäerin manchmal über die Gutschnur meiner emotionellen Ausrüstung.

Ich sehe, daß ich in meinen schwersten Fehler falle: Ich werde europäisch. Außerdem vergesse ich auf Clifford, denn siehe, da ist er schon am Telephon. Täglich ruft er an, bevor er die Office verläßt, um dreiviertel fünf. Wenn er sagt:

„How is my little darling today?“

Dann weiß ich: Er ist allein. Wenn er aber sagt:

„How do you feel?“

Dann hat er seine Sekretärin bei sich. Aber immer, immer muß ich antworten: „I am fine, i am happy“ (ich bin lustig, ich bin glücklich). Immer dasselbe. Auch wenn ich

einen meiner Tage habe, an denen ich die Welt zum Teufel
wünsche. Immer daselbe Ihm wird es nie langweilig.

Ober tut er nur so? Will er mich nur erziehen für die
amerikanische Lebenephilosophie der Seele, der Daseins-
freude? Clifford als eine Art geistiges Randes-Institut?

Der amerikanische Mann

Ein Brief Dorothys aus Newyork.

Von **Ann Tizia Leitich.**

Clifford und ich hatten eines Morgens um zehn Uhr während eines Rittes im Central Park beschlossen, einander zu heiraten, um elf Uhr hatten wir uns die Lizenz verschafft, um zwölf Uhr vor dem Standesbeamten uns ewige Treue geschworen, um ein Uhr den lieben Verwandten gedrahtet und um zwei Uhr Newyork mit dem Century Limited-Expreßzug verlassen. Seitdem gibt es für mich kaum eine Postbelieferung, die mir nicht ein Kleeblatt mehr oder weniger energisch abgefaßter Brieflein auf den Schreibtisch schüttet, aus denen mir stets dieselbe atemlose Frage entgegen springt:

„Wie ist der amerikanische Mann?“

Und hinter der Neugierde, die sich hemmungslos über die Worte spreitet, kommt es kleiner, verschämt-lauernd oder sehnsüchtig – über die Achsel:

„Wie kann man einen Mann bekommen?“

Meine lieben europäischen Freundinnen – Ihr wißt nun schon, daß ich Euch meine – unmöglich kann ich jeder einzeln antworten, denn schließlich hat eine junge Frau auch andere Pflichten außer denen, die sie ihren Freundinnen schuldet. Andererseits habt Ihr ein Recht auf Antwort. Daher will ich Euch zusammen schreiben. Derart kommen auch jene zu einer Antwort, denen ich sonst keine senden würde. Jene nämlich, die mich eine Renegatin nennen, weil ich im ersten Jahr, das ich nach einer europäischen Erziehung in den United States verbrachte, feierlich erklärt habe, keinen amerikanischen Mann zu heiraten. Gott weiß, was mir damals eingefallen ist.

Der amerikansiche Mann ist entzückend und langweilig. Das schließt sich scheinbar aus. Doch Ihr werdet selbst urteilen.

Wenn Ihr drüben über ihn nachdenkt, fangt Ihr bei Pokahontas und Lederstrumpf an und kommt über den großartigen, aber nur zu hölzernen Washington und den allwissenden Franklin und dessen modernen Wiedergeburt Edison zu dem Dollar- und Produktionsmagiker Ford und ein angenehmes Gefühl devoten Erschauerns rieselt Euch den Rücken herab, wenn Ihr von den Königen der großen Trustes oder Wallstreets lest. Aber Ihr schießt fehl! Der amerikanische Mann ist weder der Uebermensch, den Eure Phantasie aus ihm macht, noch ist er, in seiner Seele, der arme Fisch, der hoffnungslose Philister, den Sinclair Lewis in seinem Roman „Babbit“ beschreibt, in dem er den amerikanischen Mann für das nächste Vierteljahrhundert unmöglich gemacht hat. Vielmehr ist er in seinem innersten Innern, dort, wo wir unser wahrer Mensch sind, ein guter Junge und – ein Romantiker. Er möchte gern fliegen, aber er hat das richtige Flugzeug noch nicht gefunden. Er ahnt, daß da irgendwo schöne Straßen sind, jenseits Busineß, Golf und jener stupenden Kristallisierung moderner Zivilisation, die das amerikanische Hotel darstellt. Doch er tappt im Dunklen. Weil er aber ein ganzer Mann ist – worauf er sich nicht wenig einbildet – so darf er sich das bloße Tappen natürlich nicht eingestehen, denn ein ganzer Mann muß immer alles ganz machen. So kommt es, daß er die lächerlichsten Sachen und die putzigsten Sprünge mit dem Applomb eines Adepten und dem weisen Gesicht eines Zarathustra macht.

Im dunkelsten Mittelalter gab es bekanntlich das sogenannte Femgericht, das an geheimen Orten, unter geheimnisvollen Zeichen abgehalten wurde von verummumten Menschen. Diesen ganzen

Hokuspokus führen die Amerikaner – das heißt die Männer, die Frauen haben Gescheiteres zu tun – hier unter dem Namen Ku Klux Klan auf. Ferner gibt es hunderlei Vereine mit den abenteuerlichsten Namen – Elks, Schreiners, Kiwanis usw. – die sich alle mit den verschnörkeltesten Zeremonien inszenieren. Die Mitglieder, ehrbare Bürger mit Automobil, Weib, Kind und Haus (die Reihenfolge ist wichtig), für die ein Schauspieler eine bessere Art Polichinell bedeutet, paradieren jährlich ein paarmal in pomphaften, mehr oder weniger orientalisch angehauchten Kostümen öffentlich durch die Straßen der Stadt. All dies ist außerordentlich würdevoll und wichtig – für den Mann.

Aber schließlich, warum macht er all das? Lediglich in dem rührenden und ziemlich unbefriedigenden Streben, aus seiner eigenen bürgerlichen Haut herauszufahren in irgend etwas Anderes, Glänzenderes, Reicherer, Mächtigeres. Und dieser Wunsch ist Romantik. In allem, was er in dieser Richtung versucht, ist er aber ein Stümper. Die Frau allein bringt Glanz in sein Leben. In der Tat, was hätte solch ein armer amerikanischer Mann auf Erden ohne die Frau! Was täte er zum Beispiel mit dem vielen Geld, das zu verdienen ihm solche Freude macht, wenn die Frau nicht dafür sorgen würde, daß es ausgegeben wird? Er wüßte ja doch nicht, wie es ausgeben und wofür. Durch ihr bloßes Dasein, durch ihr Lächeln, durch ihr neues Kleid – je neuer, je teurer, desto besser – durch ihre meist geschickt aus der Mittelmäßigkeit herausgearbeitete Schönheit versetzt die Frau ihn in eine andere Welt. Aus ihren Händen scheint ihm das Leben statt bloßem Weizenbrot süßes Manna zu reichen. Das soll nicht heißen, daß sie ein Engel ist, der ihn in elysäische Gefilde führt; dafür hätte der Amerikaner gar kein Verständnis. Für ihn ist im wesentlichen nur das gut, was „*American made*“ und „*Self made*“ ist, und dies gilt auch für die elysäischen Gefilde. Er hat die Arroganz der Jugend und der Kraft, die aus ihren eigenen Träumen besteht. Auch ist die Amerikanerin nicht mehr und nicht weniger Engel als die Europäerin. Sie ist nur ein sehr kluges Frauenzimmer. Deswegen wird sie ihm nicht erzählen, wie gut und schön und gescheit sie ist, denn sie weiß: Nichts kann sie so gut und schön und gescheit machen, wie seine eigene hausbackene Phantasie. Deshalb gibt sie ihm die plätschernde Musik ihres Plapperns und lächelt und schweigt dazu und weiß: das Uebrige besorgt schon er selbst, genau so, wie er es am liebsten hat und wie sie es so vollkommen nie könnte, weil ja doch kein Mensch des anderen Träume bis ins i-Tüpfelchen hinein erraten kann. Und meistens kommt es tragischerweise – gerade auf dieses i-Tüpfelchen an. Manchmal schweigt sie natürlich auch nur, weil sie nichts weiß. Wie aber soll er den Unterschied merken? Nun, er merkt ihn eben nicht, was an der Sache nicht das geringste ändert. Beide sind zufrieden und gefallen einander. Bis auf weiteres natürlich.

Ja, werdet Ihr mir sagen, das ist langweilig; denn gerade die i-Tüpfelchen sind das Interessante. Vielleicht habt Ihr recht. Glaubt nur nicht, daß ich das Verständnis für europäische Komplizertheit und Differenziertheit verloren habe. Ich tue nur manchmal so. Aber ich glaube, daß ich es ein Jahr werde aushalten können. Es ist doch nicht anständig, sich früher scheiden zu lassen: niemand tut es. Am Anfang ist es ja natürlich spannend, wie ein Abenteuer. Selbstverständlich weiß ich, da ich keine geborne Amerikanerin bin, daß Abenteuer nicht ewig währen. Und Clifford ist *such a dear*. Das heißt auf deutsch: Ein lieber Kerl.

Schöner Name: Clifford – nicht wahr? Das gibt einem eine Vision von weiter, weißer freier Meeresküste, spritzender Gischt, blauem Himmel, Rauschen – und man steht dort und singt in all das hinein, als wäre man ein Teil davon und mit von der Herrlichkeit. Also, genau wie sein Name schaut er auch aus. Clifford ist in einem Satz erklärt: Er tut, was ich will und sieht sehr gut aus. Am besten im Golfdreß mit großer Tellerkappe und im Sakko. *Full dress* und Zylinder steht ihm nicht, obwohl er die Figur dazu hätte. Aber er ist eben ein American, und als solcher sieht er im Frack und Smoking nie

angezogen, sondern immer kostümiert aus. Aber schließlich, wer schaut auch schon auf den Mann bei solchen feierlichen Gelegenheiten, nicht wahr? Besonders, wenn ich neben ihm erscheine in den Toiletten, die er mir kauft. Und jetzt bin ich endlich bei dem Punkt, an dem ich dem amerikanischen Mann den Kranz überreiche. Versteht mich recht: ich meine jetzt nicht den Dollar, denn der Europäer kann nichts dafür, daß er ihn nicht hat in diesem [bankrotten] Jahrzehnt. Ich meine etwa, was er im Herzen hat, nicht in der Rocktasche. Aesthetik der Kleidung ist für den Amerikaner ein Buch mit sieben Siegeln; aber er hat die kostbare Gabe, durch Farbe, Schönheit, Glanz bezaubert werden zu können. Wenn ein europäischer Mann es soweit bringt, sich bezaubern zu lassen, so ist er allerdings dann so famos, so impertinent unwiderstehlich, daß eine Frau, die etwas auf sich hält, sich in ihn nicht verlieben darf. Aber das, Ihr wißt es ja, meine Lieben, kommt leider heutzutage selten vor. Die Amerikanerin natürlich ist auf ihn abgestimmt und versteht ihn, aber die Europäerin muß ihn schon sehr gut begreifen und vor allem ohne Vorurteil begreifen können. Er fühlt sich neben einer hübsch angezogenen Frau wie ein Igel in der Frühlingssonne. Und er ist dankbar. Für einen Amerikaner ist es ein Vergnügen, mit einer schönen Frau in einem schönen Restaurant zu speisen – wobei das Wort „schön“ relativ zu nehmen ist – und er braucht dazu gar nicht in einem gewissen Alter zu stehen; und es beeinträchtigt sein Vergnügen nicht, wenn sie weder geistreich während, noch liebenswürdig nachher ist.

Was aber die Dollars betrifft – es gibt noch Märchen. Neulich hätte ich bald einen jener kleinen erlesenen Kleidershops auf der siebenundfünfzigsten Straße aufgekauft. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, zu kaufen, bis Clifford „halt“ sagt. Aber ich war der Situation nicht gewachsen und gab auf, denn ich sah ein, daß er mich nie gestoppt hätte. Er hat nicht das Herz, mir wegen ein paar tausend Dollar ein Vergnügen zu stören. Ich habe damals, als er mit einem heldenhaften Lächeln inmitten der herumflatternden Verkaufsdamen und der kostspieligen Bereitwilligkeit der Mannequins stand und mich ein Loch in sein Bankkonto bohren sah, Clifford vergeben, daß er an unserem Verlobungsabend zu mir sagte: „Deine Wange ist wie ein Rosenblatt“.

Die Gedichte hatte ich ihm ja schon lange vorher verziehen. Jedesmal nämlich, wenn wir uns vor unserer Verlobung sahen, rezitierte er ein anderes Liebesgedicht. Oder war es immer dasselbe? Damals, an dem schicksalsvollen Abend, hatte er ein sehr langes. Es war mir natürlich, wie immer, viel zu langweilig, zuzuhören. Ich sah ihn dabei nur so ein bißchen lieb und ein bißchen verschleiert an und lehnte mich sanft an ihn. Parfümiert war ich auch mit einer köstlichen, ganz neuen Sache aus Paris. Ich hatte schon die Lippen geöffnet und wollte fragen, wer das Gedicht geschrieben und ob er eigentlich glaube, daß Plato die richtigen Gedanken über die Liebe gehabt habe – aber ich schloß sie schnell wieder, denn ich wollte in den Abend keinen Mißton bringen und außerdem wollte ich mich für sein Gedichtlernen dankbar erweisen.

Nun, siehst du, da geschah es eben. Da verlobten wir uns. Und ich habe also Clifford, wie man in Amerika sagt, „auf meinen Händen“. Was ich ein ganzes Jahr mit ihm anfangen soll, weiß ich allerdings nicht. Freilich ist er ja den ganzen Tag, das heißt von zehn bis fünf, im *Office*, denn er ist Advokat in einer großen Korporation. Hie und da werden wir zusammen kleine Reisen machen. Abends geht man doch ins Theater oder irgendwohin tanzen oder beides. So wird es schon gehen. Flirts muß ich mir natürlich auch ein paar anschaffen. Das macht die Sache für ihn ein bißchen pikanter: Wenn er fortwährend fühlen muß, daß die anderen wie die Raubtiere um sein Juwel herumschleichen, das er kraft seiner Kraft zu halten vermag, so gibt ihm das ein delizioses Gefühl von Ueberlegenheit: des darf ich ihn doch nicht durch allzu steife Treue berauben. An sich sind diese Flirts für mich ja reizlos, denn da ist nur wieder dieselbe Geschichte . . . , die Rosenwangen und die Gedichte und das sanfte Anschmiegen. Aus dem

Regen in die Traufe. Wenn ich mir irgendwo, irgendwie einen Künstler als *Cicisbeo* kapern könnte, der würde doch einen neuen Ton in das alte Lied bringen und man könnte dann wieder interessante Gespräche über himmlische und irdische Liebe führen! Aber die interessanten Künstler haben alle lange Wartelisten, da komme ich ja erst daran, bis mein Jahr vorüber ist. Ich müßte höchstens einen kreieren.

Immerhin seid Ihr nun überzeugt davon, daß ich für den Augenblick gut aufgehoben bin. Clifford als American weiß, daß die Frau die Krone der Schöpfung und daß er dazu da ist, um ihr Freude zu machen. Ich meinerseits weiß, daß ich nur existieren und mich zu freuen habe. Allerdings – man sollte es nicht glauben, aber es stimmt: Diese Verpflichtung, beständig die Lachende, Strahlende, Schöne zu sein, sich kontinuierlich zu freuen, oft über die insipidesten Dinge, geht mir als Europäerin manchmal über die Hutschnur meiner emotionellen Ausrüstung.

Ich sehe, daß ich in meinen schwersten Fehler falle: Ich werde europäisch. Außerdem vergesse ich auf Clifford, denn siehe, da ist er schon am Telefon. Täglich ruft er auf, bevor er die *Office* verläßt, um dreiviertel fünf. Wenn er sagt:

„How is my little darling today?“

Dann weiß ich: Er ist allein. Wenn er aber sagt:

„How do you feel?“

Dann hat er seine Sekretärin bei sich. Aber immer, immer muß ich antworten: *„I am fine, i am happy“* (ich bin lustig, ich bin glücklich). Immer dasselbe. Auch wenn ich einen meiner Tage habe, an denen ich die Welt zum Teufel wünsche. Immer dasselbe[.] Ihm wird es nie langweilig.

Oder tut er nur so? Will er mich nur erziehen für die amerikanische Lebensphilosophie der Helle, der Daseinsfreude? Clifford als eine Art geistiges Zander-Institut?